

Goethe's Werke gr. 8.

Prachtausgabe zu fl. 40.

Zu Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sä m m t l i c h e W e r k e

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Erster bis zehnter Band.

Velinpap., br.; Preis jeden Bandes 1 fl. 20 fr. oder 24 Ngr.

Diese neue Ausgabe von Goethe's sämtlichen Werken in groß Oktavformat wird mit 30 Bänden vollständig seyn und complet fl. 40. oder 24 Nthlr. kosten.

Unserer früheren Ankündigung gemäß, werden je am 1. jeden Monats zwei weitere Bände, die letzten vier aber am 1. November 1851 ausgegeben.

Jeder Band wird mit fl. 1. 20 fr. oder 24 Ngr. berechnet, einzelne Bände können aber nicht abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schiller und Goethe

im

K e n i e n k a m p f.

Von

Eduard Boas.

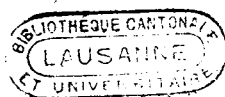
Erster Theil

AZ 581

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.



S.-S.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wendelin von Maltzahn

dem gründlichen Kenner und Forscher

widme ich dieses Buch.

I n h a l t.

	Seite
Zur Einleitung	1
Gris unter den Horen	6
Entstehung der Kenien	18
Chorizonten und Commentatoren	38
Kenien (1—414.)	51
Zu den Kenien gehörig (415—433.)	208
Votivtafeln (434—458.)	215
Einzelne Votivtafeln (559—617.)	259
Kenien für weibliche Gäste (618—668.)	274

Der Angriff.

Nur Einleitung.

Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Ähnliches aufzuweisen hat. Zwei Poeten fühlen „eine Armee in ihrer Faust,“ oder besser: in ihrem Haupte. Wider eine ganze Heerschaar schleudern sie die Küchenpräsente, und treiben, wie jener Feldherr sich rühmte, die Gegner mit dem Kochlöffel zu Paaren. Alt und Jung müssen weichen vor ihrer Titanenkraft; es sind drei Generationen der literarischen Welt — von Hamler und Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel — welche eine stürmische Niederlage erleiden.

Man darf es nicht verhehlen, der erste Anlaß dieser Xenien war der Zorn verletzten Selbstgefühls, aber auch im Zorn bewährten Schiller und Goethe ihre reiche, ihre göttliche Natur. Wenn Jupiter großend die Locken schüttelt, dann zucken wohl Blitze aus den Wolken, doch zugleich strömt frischer, fruchtbringender Regen herab. Das zähe Alter saß auf dem Thron der Poesie und als Kronwacht stand die Unfähigkeit mit kritischer Lanze daneben; sie sah ihren Untergang vor Augen, wenn das Scepter an die Gewaltigen in Jena und Weimar gelangte. Kann es diesen wohl zum Vorwurf gereichen, daß sie ihres herrlichen Vollens und Vollbringens sich klar bewußt waren? Daß sie, um Raum zu gewinnen für ihre wunderbare Schöpfungen, den verdorbenen Geschmack brandmarkten und die Stümper bei Seite schoben?

W o a s, Schiller und Goethe im Xenienkampf. I. 1 1

Sie schrieben die Xenien als ein drohendes Mene, mene tekkel upharsin! für alle Philister, Schwärmer und Heuchler. Da wurde Jüter gerufen über sie und ihre Feinde wappneten sich zur letzten, verzweiflungsvollen Schlacht. Ein vulkanisches Regen und Bewegen durchzuckte die Grenzmarken der Literatur; die Xenienkämpfer hatten Berg und Thal mit glühender Lava überfluthet, das Unkraut zu zerstören. Wurden dabei nun einzelne Saathalme versengt, so war es nicht ihre Schuld, denn wer mag dem Krater, dessen Flammengorn einmal erregt ist, gebieten: bis hierher und nicht weiter! Die schwerbedrängten und verwundeten Gäste wollten sich auf gleiche Weise zur Wehr setzen; sie riefen Minerva Xenia um Hülfe an, aber sie vergaßen, daß diese Göttin eben eine Minerva sey. Wo innen kein Feuer ist, kommt auch keins heraus, und alle Anti-Xenien sind nur Wasser- oder Schlammvulkane geworden.

Es schmolte und grollte, es eiferte und geiferte damals in Deutschland ganz entseßlich wider die beiden Helden. Am giftigsten zeigten sich jene literarischen Eintagsfliegen, deren Bedeutunglosigkeit viel zu groß war, als daß man ihnen ein Gastgeschenk hätte zuwenden sollen. Sie machten eine sehr fromme und klagende Miene, aber im Herzen freuten sie sich, gegen Goethe und Schiller in anscheinend sittlicher Entrüstung losziehen zu können; sie kamen sich hierbei fast so wichtig vor, wie Pudelhündchen, die den Mond anbellern. Treffend sagt ein neuerer Kritiker: ¹ „Wir heutzutage denken von den Xenien freilich anders und beurtheilen sie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literaturgeschichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als xenische Medivivi unter uns, ich glaube wir verführen, trotz unserer superioren Stellung und feinern Auffassung, nicht glimpflicher mit ihnen und würden uns schwerlich eines wüthenden: Kreuziget sie! enthalten.“ Dieser Ausdruck möchte wohl auf alle Zeiten passen, denn die menschlichen Leidenschaften bleiben sich gleich und gekränkte Eitelkeit ist ein grimmer Löwe, der keine Mäßigung kennt, den keine Bildung zügeln kann.

¹ Blätter für literarische Unterhaltung. 1846. Nr. 320.

Die nachfolgenden Blätter geben sich für nicht mehr, als was sie sind: für eine literaturgeschichtliche Studie. Wer es unternehmen wollte, den klassischen Krieg in einer Reihe lebendiger Schlachtenbilder darzustellen, der müßte ein zweiter Bouweremann seyn. Die bequeme philosophisch-ästhetische Chablone habe ich auch nicht anwenden mögen; mein Streben war einzig dahin gerichtet, die ganze Thatsache möglichst unmittelbar wiederzugeben und gern begnüge ich mich mit der bescheidenen Rolle eines Berichterstatters. Uebrigens ist der Xenienkampf an sich wichtig und fesselnd genug, als daß man seine Schilderung durch äußeres Schmuckwerk zu heben brauchte. Auf mich hat derselbe stets einen sehr großen Reiz geübt, darum suchte ich den fernsten Verzweigungen desselben nachzuforschen, und — das darf ich wohl sagen — diese Studie ist die Frucht unermüdlischen Eifers. Zwar wurden die Xenien früher schon mehrfach commentirt, doch ich sah bald, es sey nicht alles so, wie es gedruckt stand, und weil ich falsche Erklärungen für schlimmer als gar keine hielt, so ging ich überall auf die Quellen zurück, um sie kritisch zu prüfen. Außerdem hatte man die Gegenwehr von Schiller's und Goethe's Feinden bisher unbeachtet gelassen; viele der kleinen Flugschriften mit ihrem bald elegischen, bald boshaften, bald versöhnlichen Inhalt schienen verloren im weiten Meere unsrer Literatur; nur einzelne Exemplare sind an Korallenklippen haften geblieben und es ist mühsam, sie dort zu finden. Dennoch gehören auch sie zu dem Ganzen, auch ihrer muß gedacht werden, wo es sich um ein volles Bild jener renialischen Zeit handelt.

Oder wollte man mit Absicht einseitige Berichte geben, wollte man die beiden Dichter in das majestätische Gewand der Unverletzlichkeit einhüllen? Man würde ihnen damit einen üblen Dienst erwiesen haben, denn es läßt uns kalt, wenn beim Homer die griechischen Götter noch so gewaltig kämpfen; ihre Unverletzlichkeit entfremdet sie uns. Achill's herrliche Tapferkeit hingegen reißt uns begeisternd mit sich fort und wir fühlen uns ihm nahe, weil er, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, verwundbar ist wie wir. Trotzdem wäre es möglich, daß man mir den Vorwurf

machen könnte, meine Schrift verrieth einen Mangel an Pietät. Aber das Gebiet der Pietät hat eine sehr feine Grenzlinie und man travestirt jene, sobald man diese überschreitet. Soll der Literaturhistoriker etwa die Discretion so weit treiben, wie der Wiener Hofkriegsrath im siebenjährigen Kriege? Seine Bülletins zählten immer nur die Verluste des Feindes auf, und suchten die eigenen überall zu verstecken. Friedrich der Große schrieb deshalb nach einer bedeutenden Schlacht: „Die Oestreicher haben wieder das bekannte Eine Packpferd verloren.“

Nein, für ein solches Demäntelungssystem stehen Goethe und Schiller viel zu hoch. Es kommen in den Anti-Xenien freilich ganz arge Invektiven vor, allein es war eben Krieg, und wo man Holz haut, fallen Späne, sagt ein altes Sprüchwort. Die Verbündeten machten wahrlich keinen Anspruch auf eine so kindische Schonung, da sie selbst keine Schonung geübt haben und während sie die Revolution in der politischen Welt verurtheilten, proklamirten sie dieselbe in der Literatur, denn sicher gehörte schon ein Beisatz von terroristischer Kühnheit dazu, die gefalbten Häupter eines Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim mit wildem Xenien-spott anzurühren. Und diese lebten noch, als Schiller's und Goethe's Pfeile sie erreichten, aber von denen, die im Xenienkampf eine irgend bedenkliche Rolle spielten, wandelt keiner mehr auf Erden.¹ Um so nothwendiger ist es, die Geschichte des Kampfes jetzt zu schreiben, denn unsere Generation kam noch in Berührung mit den Zeitgenossen, und konnte durch sie mündliche Aufklärung über manche Einzelheiten empfangen.

Es muß gezeigt werden, von wie vielen Seiten die beiden Freunde angefallen wurden, wie der ihnen hundertfach überlegene Feind kein Mittel scheute, sie vom Hochsitz der Poesie herabzustürzen. Neid, Zorn, Gehässigkeit und Rachlust mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Goethe's und Schiller's Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und

¹ Die Epigramme auf Alexander von Humboldt (X. 161) und Schelling (X. 181 f.) sind völlig nachgelassen.

kehr sie aus dem Streit hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb — dann wuchsen ihre Gestalten immer unendlicher empor, dann empfanden wir die Höhe ihres Geistes, die ewige Frische ihres Nachruhms um so deutlicher. Alle Gegenschriften besaßen keine verwundende Kraft mehr; der giftige Kirschlorbeer hat sich in Lorbeer verwandelt, die scharfen Stechpalmen legten ihre Stacheln ab — Lorbeer und Palmen kränzen die Stirn unserer herrlichen Dichter, deren ganzes Vergehen darin bestand, daß sie es wagten, das Schlechte schlecht und das Dumme dumm zu nennen. Ebenso haben die vielgeschmähten Xenien nunmehr jede dunkle Chrysalis abgestreift, ihre leuchtende Psyche blieb ungetrübt zurück, denn nicht bloß die Götter sind todt, auch über den Gräbern der Helben und Pygmäen ist Moos gewachsen.

Eris unter den Horen.

Wie voller Glockenton klang die Ankündigung der Horen durch Deutschland. Schiller gab sich dem Unternehmen mit begeistertem Eifer hin, er versprach sich davon die höchsten Erfolge und in seiner Aufforderung an die Mitarbeiter heißt es: „Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben.“

Goethe und Herder, Dalberg und Fichte, die beiden Humboldt, Engel, Garve, Gleim, Hufeland, A. W. Schlegel und viele andere Bedeutende hatten sich unter Schiller's Fahne enrolliren lassen. Es wurde ein besonderer Ausschuß gebildet, mit der Befugniß, über Aufnahme oder Zurückweisung der Beiträge zu entscheiden. Cotta zeigte sich höchst freigebig, und übernahm — da man wünschte, daß Schütz in der Allgem. Literaturzeitung alle drei Monate eine ausführliche Recension bringen möchte — sogar die Kosten derselben.¹ „Die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sehn,“ berichtete Schiller an Goethe. „Wir

¹ Briefe an Schütz, II. 419 ff.

können also so weltläufig seyn, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß.“¹ Er war seiner Sache außerordentlich sicher; schon am 12. Juni 1794 hatte er zu Körner die kühnen Worte gesprochen: „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk werden und alles, was Geschmaack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vorderhand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen.“

In diesem Sinne ist auch das Avertissement verfaßt, wodurch er die Horen öffentlich ankündigte, und welches dann vor dem ersten Stück noch einmal wiederholt wurde. Siegesgewiß wie ein Feldherr, der sich auf eine Armee erprobter Krieger stützt, redete Schiller darin zu der Lesewelt und gleichzeitig (20. Oktober) schrieb er an Goethe: „Mein Debüt in den Horen ist zum wenigsten keine *Captatio benevolentiae* bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind.“ Es erscheint nothwendig, den Inhalt des Avertissements hier mitzutheilen, denn in den folgenden Blättern wird mehrfach davon die Rede seyn.

„Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Muses und Grazien daraus verschleucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verblüffend seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und untersucht, desto dringender wird das Bedürfnis durch ein allgemeines und höheres Interesse

¹ Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 80.

an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“

„Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entkräftet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Mäusen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle näher oder entfernter dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinfinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatz der Erfahrung nach neuen Bewerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die

Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen."

"Man wird sich, so weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist."

"Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Hören Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Griechen die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält."

"Die Hören waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfangen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten, und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten, eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man steht sie im Gefolge der Guldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind."

Auf diese Ankündigung, woran Körner sehr bezeichnend

ihren „Kunstwerth“ rühmte, erschien ein starkes Verzeichniß namhafter Autoren, die sich bei der Monatschrift betheiligt hatten, doch war das nur die Außenseite der Bühne; hinter den Couliß sah es schon anders aus. „Bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, sind unserer guten Mitarbeiter wenig und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen.“ So schrieb Schiller bereits am 29. December 1794 an Körner, dem er seine bedrängte Lage schilderte: „Goethe will seine Elegien nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten; Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr, hilf mir, oder ich sinke!“

Das Wichtigste und Folgenreichste, was durch Herausgabe der Horen erzielt wurde, war unstreitig die innige Vereinigung Schiller's mit Goethe. Streng getrennt, wie Nord- und Südpol hatten sie bisher gelebt, doch kaum kamen sie in Berührung, so äußerte sich auch das geheimnißvolle Wesen einer unwiderstehlichen Anziehungskraft. Schiller that den ersten Schritt; Goethe schrieb ihm freundliche, sogar herzliche Briefe zurück, besuchte ihn bald darauf und sagte dann: er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt, als bei Schiller in Jena.¹ Es möchte überflüssig sehn, das Verhältniß dieser Männer zu einander hier umfassend darzustellen; einige Worte von ihnen selbst werden es zur Genüge beleuchten. Gleich nach ihrer Annäherung berichtete Schiller: „Jeder von uns konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen.“² Goethe aber sprach, als sein treuer Genos schon längst im Grabe schlief: „Es bedurfte für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft, denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden.“³

Diese unverhoffte Einigung Goethe's und Schiller's war der böswilligen, verneinenden Kritik ein Dorn im Auge. Schon die

¹ Schiller's Briefwechsel mit Körner, III. 194.

² A. a. Orten III. 191.

³ Eckermann's Gespräche, I. 343.

Ankündigung der Horen hatte die Masse der Journalisten in Schrecken gesetzt, denn jene vom Glück so sehr begünstigten Rivallinnen drohten ihren eigenen mittelmäßigen Zeitschriften den Untergang. Dazu kam die rege Theilnahme des Publikums; Gotta war außerordentlich zufrieden, er versprach sich nach den vielen Bestellungen einen bedeutenden Absatz und Schiller hielt das im Munde eines Verlegers für eine sehr glaubwürdige Versicherung. Rasch breiteten sich die Horen über Deutschland aus, in kleinen Städten wurden oft zwölf Exemplare gehalten und schon zählten sie mehr Abonnenten, als irgend ein anderes Journal. Mißgunst und Eifersucht erfüllte die Zunftgenossen; mit unerhörter Einmüthigkeit scharten sie sich zusammen, um die verhassten Horen anzugreifen und wo möglich zu vertilgen. Das Bündniß der beiden Dichter mußte ihnen besonders empfindlich seyn, und deren Beiträge waren es also vor allen übrigen, gegen welche sie ihre Geschosse wendeten. Goethe's Elegien wurden als lasciv und unbedeutend verschrien, seine Unterhaltungen der Ausgewanderten nannte man werthlosen Ballast. Nach Gotta's Mittheilung meldete Schiller dem Freunde am 15. Mai 1795: viele Leser seyen an den Unterhaltungen irre geworden, weil sie nicht absehen könnten, was daraus werden solle. Dann fügte er prophetisch hinzu: „Sie sehen, unsre deutschen Gäste verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben.“ Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung waren den Splitterrichtern nur unverdaute Kantische Metaphern, in schwülstigem Ausdruck wiederholt; dessen Belagerung von Antwerpen wurde Voltmann zugeschrieben und seine trefflichen poetischen Gaben übersah man mit Absicht. Während aber die Kritik auf der einen Seite so unendlich strenge war, rühmte sie mit vollen Backen die Beiträge von Voß, Fichte und Voltmann, besonders hatte Engel's „Lorenz Stark“ sich einer wahren Vorbeerfülle zu erfreuen.

Wir wissen, daß bereits zu Anfang Vorkehrungen für umfassende Recensionen getroffen waren, und wirklich brachte die Allgem. Literaturzeitung vierteljährlich eine Kritik der neuesten Horenstücke.

Leider hatte sich diese Einrichtung in eine auf Gegenseitigkeit begründete Lobversicherungsanstalt umgewandelt und da das kein Mysterium bleiben konnte, so gab es den Gegnern Stoff, ihrer Galle Luft zu machen. Selbst Unbefangene nahmen ein Aergerniß an den bezahlten Posaunenstößen; überall ließen sich übelwollende, feindlich gestimmte Urtheile hören und den Lesern wie dem Herausgeber wurde die Sache dadurch verleidet. Wilhelm v. Humboldt schrieb unter'm 17. Juli an Schiller: „Henning's hat schon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recensenten desto ärger umgehen soll.“ Ueberhaupt sammelte Humboldt die Berliner Urtheile sehr sorgsam und er berichtete auch: der Buchhändler Unger habe gesagt, die Horen müßten mit diesem Jahre aufhören, weil — die Schuld liege an wem sie wolle — alle Welt damit unzufrieden sey.

Schiller antwortete am 21. August: „Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln und sollten sie fortbauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten.“

Im September erschienen den Horen ein paar einzelne Sterne (vergl. die Anmerkungen zu X. 255 und 256) und Goethe meinte: es wäre zu überlegen, ob man nicht vor Ende des Jahres sich über Einiges erklären solle, um unter Autoren und Recensenten Furcht und Hoffnung zu verbreiten.¹ Das war der erste Keim zu dem Xentienplan. Inzwischen wuchs die feindliche Schaar fort-dauernd; in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ spuckte Ranke's Geist und der Professor Jakob zu Halle ließ seine „Annalen der Philosophie“ mit einer unverschämten Kritik wider

¹ Brief an Schiller, vom 16. September 1795.

die Horen anrücken. Herder hatte in's neunte Stück den Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit“ geliefert und das Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung vom 24. Oktober brachte dagegen einen heftigen Ausfall von Friedrich August Wolf, worin Herder der überlegten Plünderung angeklagt wurde. Auch dies mußte für Schiller sehr unangenehm seyn; er beabsichtigte als Redakteur eine kurze Erwiderung zu schreiben, welche indeß nur das Aeußere des Angriffs und seine Beziehung zu den Horen betreffen sollte.¹

Goethe behielt das angeregte Strafgericht fortwährend im Auge und in seinem Brief an Schiller vom 28. Oktober heißt es: „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte? Das Hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“

Hierauf suchte Schiller dem Freunde das kampferüstete Heer, das sie bedrängte, in voller Schlachtordnung vorzuführen:² „Wir leben recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr I[sakob] in S[alle] commandirt und die Herr M[anso] in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausdrücken lassen, und außer W[olf's] schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen verben Angriff zu erwarten. Im zehnten³ Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese

¹ Briefwechsel mit Humboldt, S. 263.

² Dünker hat nachgewiesen, daß Schiller's Brief (I. 235 ff.) am 1. November geschrieben ist.

³ Elften.

Platitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insigen Geringschätzung behandeln."

Noch erregter klingt es in dem Briefe, den Schiller Tages darauf (2. Novbr.) an Körner schrieb: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, nur ein Wort zu repliciren: — in den Halle'schen Annalen, in Dyl's Bibliothek und nun auch von Nicolai im zehnten Bande seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gefellen schenke ich es aber doch nicht!" Körner gab sich alle Mühe, den Freund zu besänftigen und leidenschaftlichen Entschlüssen desselben vorzubeugen. Seine Antwort vom 6. November lautet: „Daß die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt seyn würden, war zu erwarten. Die Recension in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, dünkt mich, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten seyn, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand aufträgst, Dir alle öffentlichen Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lectüre Deine Zeit zu verderben."

Schiller sendete den Brief an Humboldt und dieser erklärte, er theile vollkommen Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde; selbst außer den Horen sah er, wenigstens einstweilen, keine Veranlassung hierzu. Gleichzeitig schreibt er (20. Novbr.): „Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin

erscheinenden Blatte: die Camera obscura, bei.“ Der bezeichnete Artikel steht im 20. Stück des längst vergessenen Winkelblattes: „Die Camera obscura von Berlin“ vom 14. November, S. 315 ff. Derselbe ist ganz geeignet, um darzutun, wie tief man Schiller's Lieblingsunternehmen herabzerrte, weshalb das närrische Nachwerk hier nicht fehlen darf.

Die Horen.

Eine Anekdote.

Ein hiesiger Bürger aus Mecklenburg gebürtig, fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In seiner Landeßmundart bezeichnete der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche, und er ließ sich verleiten, in folgende Jeremiade auszubrechen: „Gott bewahre uns für de Horen, en Schornahl. Nix as Schornahlen, roth, groen, blau, und grau, of für de Horen ens. Fründ, dat kann nich so blieden.“

Ein Freund bedeutete ihn, daß sein sehr geschätzter Landsmann, der Professor C . . . ,¹ Mitarbeiter an dieser Zeitschrift sei und hoffte ihn so von der Schullosigkeit der Horen am schnellsten zu überführen. Er ließ sich aber nicht bedeuten, sondern erwiederte: „Dat kömmt davon, dat her by dem Theater west is!“

Der Freund hat ihn das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Versicherung zurück: er lasse sich nicht dumm machen; er habe es gelesen und verstehe sehr wenig davon, aber was er verstehe, wäre (sein eigener Ausdruck) „Horenkram.“

Zum Unglück stand in dem Stücke gerade der Aufsatz: „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die

¹ Johann Jakob Engel, geboren 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wurde der Lehrer des Kronprinzen von Preußen, und dessen Vater, Friedrich Wilhelm II., ernannte ihn zum Oberdirektor des Berliner Theaters, welche Stelle er aber schon 1794 niedergelegt hatte. Zu Schiller's Horen lieferte er den Roman „Korenz Starf.“

organische Natur,"¹ auf welchen sich der plattdeutsche Trogkopf immer berief.

N†G†K.

Obgleich sowohl Körner als Humboldt davon abgemahnt hatten, konnte sich Schiller dennoch nicht enthalten, die bössartigen Gallwespen durch einen satyrischen Seitenhieb zu strafen. Im zwölften Stück der Horen erschien sein Aufsatz: „Die sentimentalischen Dichter,“ und er machte dazu die Anmerkung: „Moliere, als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathe, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch, was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt und die Moliere'sche Magd raisonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken [Manso], philosophischen [Jakob] und literarischen Annalen [Neue allgem. deutsche. Bibl.] und Reisebeschreibungen [Nicolai] über Poesie, Kunst und dergleichen, nur wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem und wie es sich für die Gefindestube der deutschen Literatur geziemt.“

Humboldt lobte zwar die Abhandlung, doch äußerte er am 14. December: „Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das Einzige, was ich weggewünscht hätte. So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten. — Wen meinen Sie mit den Reisebeschreibungen?“

Zum Beginn des neuen Jahres sollte die Allgem. Literaturzeitung noch eine imposante Recension des Journals bringen;

¹ Dieser Aufsatz findet sich im zweiten Stücke der Horen, und ist von Humboldt selbst.

dieſelbe wurde unter mehrere Mitarbeiter vertheilt, weil es für einen Einzelnen zu viel gewesen wäre, und Schiller übernahm die Kritik des Aufſaßes „Sobieski“ von Archenholz. „Dieſe Recenſion wird alſo eine rechte Harlekinsjacke!“ ſchrieb er den 29. December an Goethe. In Nr. 4—6 in der Allgem. Literatur-Zeitung von 1796 erſchien das verheißene kritiſche Licht. Für's Erſte wurden die poetiſchen Beiträge beſprochen und am Schluſſe hieß es: „Die zweite Abtheilung dieſer Recenſion folgt nächſtens.“ Aber es zeigte ſich bald, daß ſolches Lob mehr Schaden als Nutzen ſtiftete, darum ließ man die Sache ferner auf ſich beruhen und die „Harlekinsjacke“ wurde nicht fertig gemacht.

Schiller war niederbeugt. Mit dem Bewußtſeyn edler und reiner Vorſätze ſah er ſein ideales Gebäu in Trümmer fallen, ehe es noch vollendet werden konnte. Er verlor das Vertrauen und glaubte, man habe ihm abſichtlich Unrecht gethan. Allein er trug ſelbſt einen Theil der Schuld, denn er hatte dem Publikum zu viel verſprochen und zu viel von ihm gefordert. Statt nun die ganze Angelegenheit ruhigen Sinnes zu betrachten, gab Schiller ſich ſeiner leiſenſchaftlichen Natur hin. Leicht hätte dieſe finſtere Verſtimmung zerſtörende Wurzeln ſchlagen können, doch zum guten Glück ſtand Goethe neben ihm und mußte dem Groll einen Abfluß zu ſchaffen, wodurch derſelbe friſche Thatkraft wurde. Goethe war nämlich der Meinung, ein rechter Dichter müſſe auch den Aerger produktiv zu machen verſtehen; er befolgte dieſe goldne Regel ſein Leben lang und hat ſie ſpäter in den zahnigen Xenien verkündet:

„Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren;
Alles verdient Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.“

Entstehung der Xenien.

(December 1795.)

Gegen Weihnachten 1795 kam Goethe'n der Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial.¹ Er schlug vor, diese Idee zu kultiviren, um schon in Schiller's Musenalmanach für das nächste Jahr eine solche Sammlung bringen zu können. Bald folgten ein Duzend Probedistichen, von denen mehrere die Namen mythischer Götter und Göttinnen zur Ueberschrift trugen und Goethe fügte hinzu: durch hundert derartige Gastgeschenke werde man sich sowohl dem Publikum als den Collegen auf's angenehmste empfehlen.

Schiller fand den Gedanken prächtig; er verarbeitete ihn mit dem gewohnten Schwung seiner Seele, bis derselbe immer größer und größer wuchs. „Ich denke aber,“ so lautete seine erste Mittheilung, „wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschwornener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!“

¹ Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 278. Dieß Werk ist natürlich die Hauptquelle für das ganze Kapitel, doch würde es lästig seyn, überall darauf zurückzuweisen.

Goethe war erfreut, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Beifall gefunden hatten, auch theilte er ganz die Ansicht, daß sie weiter um sich greifen müßten. Mit Bezug auf die von Schiller vorgeschlagenen Stoffe, meinte er: „Charis“ und „Johann“ würden sich trefflich neben einander ausnehmen. „Wir müssen,“ fügte er hinzu, „diese Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein schreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Ueber uns selbst dürfen wir nur das, was die albernen Bursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie.“¹ Von den beiden Xenientiteln, die Goethe angibt, geht der eine auf Ramdohr's Charis (X. 119) und der andere, wie Dünker mit Recht vermuthet, auf den „Stallmeister“ Göschen. Daß aber diese Epigramme schon vollendet waren, folgt aus dem Schreiben nicht, vielmehr scheint dasselbe nur den Plan Schiller's zu berühren. Der letztere sah dem Besuch des Freundes verlangend entgegen, und bei ihrem Zusammensein sollte der Wahlspruch heißen: nulla dies sine epigrammate!

(Januar 1796.)

Am 3. Januar traf Goethe in Jena ein, und nun wurde mit Ausführung der Xenien eifrig vorgeschritten. Schon Tages darauf waren über zwanzig Distichen fertig,² und jedes geistelte eine deutsche Schrift. Man wollte ein paar Hunderte machen und dann etwa hundert für den Almanach auswählen. Das Amt des Sortirens dachte Schiller seinen Freunden Körner und W. v. Humboldt anzuvertrauen, und er zweifelte, ob es noch ein anderes Mittel gäbe, durch einen einzigen Bogen Papier — denn mehr Raum würden die Xenien nicht füllen — so viele Menschen auf einmal in Bewegung zu setzen. Die vierzehn Tage, welche Goethe in Jena verweilte, hatten den muthwilligen Voratz zur Vollreife gebracht, und er nahm bereits sechs und sechzig fertige

¹ Niemer, Briefe von und an Goethe, S. 135.

² Briefwechsel mit Humboldt, S. 394.

Xenien mit, aus denen, wie Schiller erwartete, vor seiner Ankunft in Weimar wohl achtzig werden sollten.¹

Gleich nach Goethe's Abreise schrieb Schiller (18. Januar) an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei seyn wird, die noch kein Beispiel hat.“ Diese mysteriöse Andeutung spannte Körner's Erwartung sehr hoch, denn er glaubte fest, es sey hier von einer erhabenen Dichtung die Rede. Ganz besondere Freude machte es ihm, daß die Beiden sich so gut zusammen verstanden, und er sah aus ihrer genialen Heirath noch manche treffliche Frucht hervorgehen. Schiller war nun genöthigt, ihr Vorhaben umständlicher zu entwickeln. „Das Kind,“ meldete er, „welches Goethe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monobistichon ist. Das meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen.“ Zum Schlusse wurde Körner ermahnt, die Angelegenheit vor der Hand mit tiefem Stillschweigen zu behandeln.

Als Goethe in Weimar angekommen war, fand sich auch der Darmstädter Hof dort ein; Festlichkeiten, Redouten, Concerte, Theaterproben nahmen den Dichter lebhaft in Anspruch. Die nächsten vierzehn Tage sah er schon wie verschwunden an, und fürchtete, der Freund möchte ihm mit den Xenien so vorauslaufen,

¹ Dürger hat überzeugend dargethan, daß Schiller's Billet (Briefwechsel Nr. 147) sich auf Goethe's Abreise bezieht, und folglich an einer falschen Stelle eingeschoben ist.

daß er ihn nicht würde einholen können. Schiller sendete zwar neue Stachelverse, bemerkte indeß dabei: es gehe doch nicht so rasch mit diesen kleinen Spässen, als man glauben sollte, weil man nicht, wie bei größern Arbeiten, eine Suite von Gedanken und Gefühlen benützen könne; sie wollten sich ihr ursprüngliches Recht als gute Einsäure nicht nehmen lassen. — Da Schiller sich zu umfangreichern Dichtungen entschloß, so mußte er die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen, versprach aber, es sollte dennoch kein Posttag leer bleiben, und seine Xenien athmeten einen herrlichen Humor. Goethe, der die Sammlung der Distichen übernommen hatte, war der Meinung: um die vorgelegte Zahl zu füllen, würden sie noch einige ihrer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, „denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über.“ Dieß schien ihm zugleich eine passende Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wobei gewiß mancher Feuer fing, der außerdem alles theilnahmlos hätte an sich vorbeistreichen lassen.

Mit diesen Worten begleitete Goethe jene Distichen in der Newton'schen Streitsache; Schiller war durch den reichen Vorrath angenehm überrascht und er bezeichnete diejenigen, welche ihm und seiner Gattin am besten gefallen hatten.¹ Zwar glaubte er, die Xenien auf Newton würden durch den Stoff ihren Verfasser kenntlich machen, aber bei einer gelehrten Polemik, die niemand Lebenden beträfe, habe das nichts zu sagen. — Die Epigrammenschoßpflanzung floß munter fort; selten wanderte die Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin, ohne ein frisches Päckchen mitzubringen. Dieß war bald zur Observanz geworden; man sorgte dafür, daß dieselbe nicht verletzt wurde, und ein reger Wettstreit steigerte die Produktion.

Inzwischen fand sich ein neues schuldbeladenes Haupt, das durch die Blitze der Xenien niedergeschmettert werden sollte. Es

¹ Auch hier fand bei der Anordnung des Briefwechsels ein Irrthum statt, denn das Schreiben Schiller's, Nr. 142, ist ersichtlich die Antwort auf Nr. 146.

war der Kapellmeister Reichardt, welcher mit Goethe freundschaftlich verbündet, 1789 in dessen Hause wohnte, um Claudine von Villabella zu componiren. Schiller schrieb damals: „Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut sehn.“ Im Mai 1795 hatte Reichardt sich durch Gufeland als Mitarbeiter der Horen anbieten lassen und Goethe meinte: er wäre nicht abzuweisen, aber man werde seine Zubringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Jetzt trat derselbe plötzlich auf das Bitterste und Feindlichste hervor. Gleich im ersten Stücke des Journals „Deutschland“ gab er eine „Notiz von deutschen Journalen,“ welche sich ausschließlich mit den Horen beschäftigte. — Die Ankündigung dieser Zeitschrift wurde in ihren Grundzügen mitgetheilt und daran knüpfte sich eine Besprechung der einzelnen Aufsätze. Namentlich waren Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ vom politischen Standpunkt mit empfindlicher Schärfe recensirt, und es hieß darüber (a. a. D. S. 59 ff.):

„Der Autor spricht für den Adel und Adelsstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Clubs, die Verfassung, welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige, wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen u. — Ist das ehrlich? Heißt das „über das Lieblingssthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf, auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden?“ Heißt das nicht vielmehr die wichtigsten Gegenstände mit diktatorischem Uebermuthe aburtheilen und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes sehn mag, so unver-

¹ Die hervorgehobenen Worte sind aus Schiller's Ankündigung der Horen entnommen.

zeitlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan entgegenlaufendes von irgend einem Autor anzunehmen. Um uns bei diesen Unterhaltungen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Lesewelt voraussetzt, wenn er weiterhin glaubt, sie durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und großen Interesse der Menschheit¹ abzulenken zu können; durch plumpe italienische Keuschheitsmethoden die „durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther in Ruhe zu bringen,“ und durch die humoristische Stellung eines wunderwirkenden Gebets, zu dem sich in einem darauf folgenden Gedicht² der Heiland geflüstertlich gesellt, „die unterjochten Gemüther in Freiheit zu setzen.“

Solche Angriffe reizten und erbitterten Schiller immer mehr. Während er, gegen Ausgang Januar, an Goethe wieder „einige Pfähle in's Fleisch ihrer Collegen sendete,“ schrieb er ihm zugleich: „Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beechten. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Journal „Deutschland,“ welches Unger editirt, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimme geschrieben.“ Goethe antwortete am 30. Januar: er erfahre erst jetzt, daß die Zeitschriften „Deutschland“ und „Frankreich“³ Einen Verfasser haben. Unverzüglich war er bereit, den Herausgeber dermaßen mit Karneval = Gypsdrageen auf seinen Büffeltrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Perückenmacher halten solle, und schon hatte er ihm ein Duzend Disticha gewidmet. „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange,“ setzte er hinzu, „und haben ihm bloß seine allgemeinen

¹ Das erste Stück der Horen enthüllt Fichte's Aufsatz: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.“

² Siehe das Gedicht: „der Dorf Kirchhof,“ im siebenten Stück der Horen, S. 79 ff.

³ Die Zeitschrift: „Frankreich, herausgegeben von Reichardt“ erschien in Altona, 1795—1797.

Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken.“ Als Schiller die betreffenden Xenien empfing, äußerte er: Reichardt sey gut rekommandirt, allein man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig sey, und er verdiene bis in seine letzte Festung verfolgt zu werden, da er ihnen beiden auf ihrem legitimen Boden den Krieg mache.

Zu dieser Zeit hatte Schiller allerlei frische Ideen für die Xenien gewonnen; er wollte dem poetischen Interesse genügen, das innerhalb der gewählten Form eine gewisse Mannigfaltigkeit zu fordern schien. Eine prächtige Quelle von Parodien entdeckte er in dem Gericht, welches Homer über die Freier ergehen läßt, und kaum gedacht, war der Gedanke auch ausgeführt. Ebenso bot die Nekromantie sich dar, um verstorbene oder lebende Autoren zu plagen; Goethe sollte für diesen Zweck eine Introduction Newton's in der Unterwelt vermitteln, denn Schiller ging von dem Grundsatz aus, sie müßten auch hier Arbeiten in einander verschränken. Am Schlusse beabsichtigte Schiller noch eine Komödie in Epigrammen folgen zu lassen; sein reicher Geist duldet keine Eintönigkeit, sondern strebte die Monotonie auf's Höchste zu beleben. Beinahe täglich wuchs das wandelnde Manuscript, und Ende Januar waren bereits mehr als zweihundert Xenien vollendet.

(Februar.)

Unterm 1. Februar ertheilte Schiller, wie an Körner, so auch an W. v. Humboldt ausführliche Nachricht über die Fortschritte der Xenienichtung: „Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher

jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Charakter davon seyn. Unter sechshundert Monodistischen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee noch nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu legen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch wegen der Freiheit der Satyre zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken.“

Gleichzeitig gab Schiller dem kunstsinigen Freunde die Zusicherung, für eine große Correctheit der Prosodie ihrer Distichen Sorge tragen zu wollen. Uebrigens geschah diese Eröffnung so geheimnißvoll, daß Humboldt ausdrücklich ersucht wurde, einstweilen noch niemand, selbst Goethe nicht, etwas davon wissen zu lassen. — Körner, der das Vorhalten sehr anmuthig fand, wollte eine Wette eingehen, bei den meisten Xenien den Urheber zu errathen und hat deshalb, ihm dieselben ganz im Vertrauen, ohne nähere Bezeichnung, mitzutheilen. Schiller verweigerte jedoch das Ansuchen, weil er nicht aus der Schule schwagen dürfe und weil sich auch nichts zur Ausstellung qualificire. Man sieht, das Geheimniß wurde streng gehütet, damit der Bliß desto unerwarteter und schrecklicher auf die Sünder herabfahren sollte.

Jetzt ward die erste Abschrift der Xenien fertig und sie nahmen sich zusammen schon ganz lustig aus, nur hielt es Goethe für nothwendig, daß wieder einmal eine poetische Ueber durch die Sammlung ströme. Schiller freute sich unter Goethe's neuer Beisteuer auch mehrere politische Epigramme zu finden, „denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen

sollten.“ Solche Aeußerung muß auffallend erscheinen, weil die politische Richtung der Xenien derartig war, daß sie eher vor Conspiration schützten, als dieselbe herbeiführen konnte. Sonst ging die Produktion lebhaft von statten und Schiller wollte am 7. Februar einige Duzend Disticha beifügen, welche „in Einem Raptus“ entstanden waren. Unmittelbar darauf verdarben ihm aber Krämpfe und schlaflose Nächte alle poetische Stimmung, und er glaubte, Goethe würde ihn sehr überholen, doch dieser erwiderte: „Leider hat auch mich in diesen Tagen weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt; ich hoffe mehr als jemals auf eine Ortsveränderung, um zu mir selbst zu kommen.“

(15. Februar — 10. Juni.)

So stand das gemeinsame Werk Mitte Februars, und es tritt nun eine Pause von vier Monaten ein, während welcher uns die näheren Berichte mangeln. Goethe's Ankunft in Jena unterbrach nämlich den Briefwechsel, aber die Fortentwicklung der Xenien ging ihren ungestörten Gang. Die beiden Freunde scheinen damals ihr Augenmerk besonders auf die Verwirrungen gerichtet zu haben, welche im Gebiete der Kunst durch falsche Prophezen und lobhudelnde Kritiker hervorgerufen wurden. Eine Schrift des Freiherrn v. Macknig über den Geschmack verschiedener Völker (J. A. 16, 27 und 28), die Böttiger sehr gepriesen hatte, gab Goethen Gelegenheit unter dem 18. März an Heinrich Meyer zu schreiben; es bleibe nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckenssystem gegen alle Puschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden könne; er habe mit Schillern über die Art und Weise, wie ihr Feldzug zu eröffnen und zu führen seyn möchte, eine umständliche Conferenz gehabt.¹ — Man sieht, daß Goethe selbst dem vertrauten Freunde keine Sylbe von ihrem Xeniengericht verrieth, während Schiller sich nicht hatte enthalten können, an Humboldt und Körner davon Mittheilung zu machen.

¹ Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 28 und 29.

Schiller verwendete seine ganze Muße auf die Epigramme, alle übrigen poetischen Arbeiten ruhten bei ihm, und außer eilichen hundert Distichen hatte er Monate lang nichts producirt. ¹ Seine Gesundheit war sehr angegriffen; seit dem Herbst war er nicht aus der Hausthür gekommen. Nun empfing er auch von den Angehörigen aus Schwaben traurige Nachricht. Ein epidemisches Fieber raffte seine jüngste Schwester hin, der Vater und die ältere Schwester wurden ebenfalls darniedergeworfen, Schiller's geliebte Mutter stand ganz allein. Seine Angst und Sorge war unbeschreiblich, und hätte er die Reise nur irgend aushalten können, er wäre selbst zu ihr hingeeilt. Um diese Zeit fehlte ihm jede Stimmung für größere Gedichte und es bildete sich deshalb der Entschluß, den Musenalmanach diesmal gar nicht erscheinen zu lassen. Dagegen wollten die Bundesgenossen ihre Epigramme, sobald das Tausend voll seyn würde, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben. ²

Goethe bemühte sich redlich, den Freund aus der düster krankhaften Abspannung zu ermuntern, und gegen Ende März überredete er ihn, mit nach Weimar zu kommen. In seinem Hause machte er es ihm so bequem, daß Schiller nichts vermisse, und ließ, weil das Theater keine Logen hatte, eine eigene verdeckte Loge für ihn anlegen. Vier Wochen später kehrte Schiller, gestärkt und erfrischt, nach Jena zurück; auch Goethe kam wieder dorthin, und Körner stellte sich zum Besuche ein. Die drei begabten Männer genossen schöne Frühlingstage mit einander, wobei die Xenien nicht vergessen wurden, deren früherer Plan sich dadurch wesentlich erweitert hatte, daß man sich vornahm, nicht bloß satyrische, sondern auch wohlmeinende auszutheilen. Ein großartiges Zeitbild sollte eröffnet werden, die Gastgeschenke sollten auf Literatur und Politik, auf Philosophie, Kunst und Leben gerichtet seyn. Körner war nun vollständig in das Mysterium eingeweiht und Schiller schrieb ihm nach seiner Abreise: es gäbe wieder viel neue Xenien; fromme und gottlose. Goethe blieb noch

¹ Briefwechsel mit Körner, III. 326.

² U. a. D. 331.

bis zum Juni in Schiller's Nähe; der lebendige Austausch mit diesem fesselte und förderte ihn. Es läßt sich nicht verkennen, daß die gemeinsame Vollenbung der Xenien viel dazu beitrug, das Band immer fester zu knüpfen, welches die Trefflichen umschlang. Während Jeder sich ganz in die Dichtungsweise des Andern versetzte, um sich derselben desto täuschender anzuschmiegen, erweiterten sie beide ihr poetisches Gebiet.

(Sunt.)

Nach Goethe's Rückkehr beginnt am 10. Juni die unterbrochene Correspondenz wieder, und gleich im ersten Briefe geschieht der Xenien Erwähnung. Der Plan, ein besonders Epigrammenbüchlein herauszugeben, hatte sich mittlerweile beseitigt; die neckenden Gnomen sollten auf ihrem alten Platz im Almanach stehen. Noch war der freundliche Theil sehr in der Minorität, weshalb Goethe eine neue Xenienendung mit den Worten begleitet: „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe.“ Schillern und seiner Frau machten die Unkömmlinge aber viel Freude, denn so überwiegend der Haß daran Theil hatte, um desto lieblicher war das Contingent der Liebe ausgefallen und es mögen wohl einige von den Blumenepigrammen: „Vielen“ gewesen seyn, auf welche die Dichter in diesen Briefen Bezug nahmen. Da Goethe erklärte: beim Durchsehen der ganzen Sammlung solle ihn der Gedanke leiten, trotz aller Bitterkeit criminelle Insinuationen zu vermeiden, so stimmte Schiller vollständig mit dem Freunde überein, daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen werden dürfe. „Sind doch die Musen keine Scharfrichter!“ sagt er, und setzt dann rasch hinzu: „Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“

Bald darauf meldete Schiller, Voss werde in Jena erwartet; er komme von Siebichenstein und bringe wahrscheinlich Reichardt mit. Goethe legte für den letzteren gleich folgendes Gastgeschenk bei, welches jedoch im Almanach keinen Platz gefunden hat:

„Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch Reinecke nicht, Du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.“

Die Anordnung des aufgesammelten Xenienvorraths war eine mühsame, erschöpfende Arbeit; es wurde noch manches Distichon nothwendig, um die verschiedenartigen Materien zu verknüpfen, wobei Schiller seine Hoffnung auf Goethe's guten Genius setzte. Er ließ sogar die Homerischen Parodien — das Gericht über die Freier — weg, weil sie sich nirgend anschließen wollten, und auch die Todtenerscheinungen konnte er anfangs nicht unterbringen. Hingegen wünschte er, Goethe möchte zu den lieblichen und gefälligen Xenien, von welcher Gattung auch ihm einige gelungen waren, noch einen Beitrag senden, damit diese Partie recht reich ausgestattet werde; sie sollte den Schluß des Ganzen bilden, „denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen.“ — Nach Ausmerzung der wegzulassenden betrug die Summe der Epigramme jetzt etwa 640, und da die Uebergänge wohl noch achtzig erforderten, so gab das eine Zahl von mindestens siebenhundert.

Es fehlte wenig, so wäre der Xenienstreit auch auf das politische Gebiet deutscher Reichstagsangelegenheiten übertragen worden, wo der alte Fopf noch hoch und mächtig wie ein Palmbaum dastand. Goethe schrieb dem Freunde am 22. Juni: „Hier lege ich Ihnen ein Pasquill bei, das Sie in eine ganz eigene Welt führen wird und das, ob es schon sehr ungleich ist, doch einige Kapitalipäße enthält und gewisse Hasenfüße, Heuchler, Philister und Bedanten toll genug durchnimmt. Lassen Sie es niemand sehen und schicken es gleich wieder zurück.“

Das bezeichnete Spottbuch führte den Titel: „Germania im Jahre 1795. Seiner Excellenz dem herzoglich württembergischen Comitialgesandten, Herrn Christoph Albrecht Reichsfreiherrn v. Seckendorf ehrerbietigst gewidmet. Stuttgart 1796.“ Es wurde im Monat März durch „Schlippelius, beider Rechte Licentiat zu Baunach in Franken“ mit folgenden Worten öffentlich angekündigt: „Dieses Buch ist das erste in seiner Art und enthält die allergerheimsten Aufschlüsse über die jetzige Politik der kleinern

deutschen Höfe, und über den Gang des Friedensgeschäftes beim Reichstage. Beiläufig wird auch darin die Entstehung zweier neuern vorzüglichen Flugschriften erzählt, nämlich: das Rescript des Herzogs N. N. an seinen Comitialgesandten in Regensburg und des Congresses zu Bopfinger. Der Preis ist für die, welche es in den ersten vier Wochen beim Verfasser kaufen, 1 Thlr. Nach Ablauf der vier Wochen und in den Buchläden wird es nicht unter dreißig Thaler zu haben seyn. Für zweihundert Carolinen ist das Recht des Nachdruckes zu haben."

Durch Colporteurs wurde die Germania in versteckten Paketen auf geheimnißvolle Weise verbreitet; sie machte bedeutende Sensation, und in Regensburg setzte man einen Preis von zweitausend Gulden auf die Entdeckung des Verfassers. Ein preussisch-brandenburgischer Legationssecretär, Namens Kaufmann, erklärte: weder die „Fragmente," noch die „fernern Beiträge," den Baseler Frieden betreffend, wären aus seiner Feder gestossen, auch habe er an der Ausarbeitung des Rescriptes, weshalb er vorzüglich angegriffen sey, nicht den mindesten Antheil. R. J. Beck hatte die abenteuerliche Anzeige des Buches gläubig in den Reichsanzeiger aufgenommen, und war nicht wenig erschreckt, als der Hof- und Justizrath Schmidt zu Frankenort an der Baunach — ein treuer Schildknappe des Rittershauptmanns v. Seckendorf — ihn deshalb öffentlich zur Rede stellte.

Schiller antwortete auf Goethe's Mittheilung: „Sie haben wohl recht, daß die Broschüre mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebenlang hätte ich in mir selbst so eine Fragen-sammlung nicht zusammen bringen können und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geschöpft hat. Es ist wirklich kein unmerkliches Nachwerk, so grob und plump es auch ist und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die politischen² Feindschaften doch auch einen humoristischen

¹ Die hier genannte Broschüre: „Der Congress zu Bopfinger," erschien im Jan. 1796, und war angefüllt mit heißen Bemerkungen über die deutschen Verhältnisse und über die Politik der gegen Frankreich verbündeten Mächte.

² Im Briefwechsel (II. 61.) steht irrtümlich poetischen.

Ausdruck zu nehmen anfangen. Es sollte wirklich Nachahmer finden."

In Goethe's nächstem Briefe heißt es dann: "Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen das Fastnachtsspiel aus der andern Welt den gehörigen Spas gemacht hat. Ich will doch nach den neuesten Reichstagsachen fragen und besonders nach einigen Broschüren, die in dieser angeführt sind; es wäre lustig, wenn wir auch ein Duzend Xenien in jene Weltgegend werfen könnten."

Es ist wichtig, daß Goethe, trotz seiner eigenen amtlichen Stellung es wagen wollte, mit Xenienpfeilen in das diplomatische Wespenneß zu bohren. Vielleicht war es Schiller, der ihn von dem Voratz zurückbrachte, denn dieser scheint damals weniger freitlustig gewesen zu seyn. Eine glückliche Stimmung hatte ihn wieder freundliche Xenien finden lassen, die letzteren interessirten ihn jetzt vorzugsweise und er hoffte, daß der Schluß sehr gut ausfallen würde. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Epigramme noch zu vermehren, bat er Goethe durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Malerwerke eine Wanderung anzustellen. "Diese Gestalten leben in Ihrer Seele," schrieb er, "und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Es sind um so passendere Stoffe, als es lauter Individua sind."

Goethe wurde aufgefordert, von den Xenien zu streichen, was ihm aus irgend einer Rücksicht anstößig-seh, da der Vorrath eine strenge Wahl gestatte. Demnächst ersuchte ihn Schiller, nichts mehr in das Manuscript hineinschreiben zu lassen, denn er wollte dasselbe an Humboldt mittheilen und dieser konnte durch wechselnde Handschriften leicht auf die Spur der Verfasser geführt werden. Gegen Ende Juni beabsichtigte er, die Sammlung auch Körnern zu übersenden, seit dessen Abreise mehrere Hunderte und nicht der schlechteste Theil entstanden waren. Schillern gelangen damals wieder Distichen von der würdigen und zarten Art; Goethe hatte wohl ebenfalls allerlei Ausichten zur Completirung dieser Sammlung, nur fehlte ihm die Muße, weil er den Wilhelm Meister zum Abschluß bringen wollte.

(Juli.)

So kam der Juli heran; die Zeit, wo der Almanach erscheinen sollte, rückte immer näher und noch mußte die höchst schwierige Redaktion der Xenien vollbracht werden. Goethe gab am 9. Juli sein Gutachten darüber ab, er fand die ernsthaften und wohlmeinenden Epigramme jetzt so mächtig, daß er „denen Lumpenhunden,“ die angegriffen wurden, mißgönnte, in so guter Gesellschaft erwähnt zu werden. Mitte Juli kam er auf etliche Tage zu Schiller nach Jena, um sich mit ihm wegen des Romans und der Xenien zu besprechen. Das Exemplar der Xenien brachte Goethe selbst mit; doch trat nun für die ganze, schon so weit verzweigte Dichtung eine bedrohliche Phase ein. Schiller mit seinem reizbaren Organ für Ebenmaß und Einklang fühlte sich von den Schwierigkeiten bei der Zusammenfügung so vieler isolirter Theile vollständig übermannt. Weil sich die epigrammatische Masse durchaus zu keiner künstlerischen Totalität abrunden wollte, so fehlte nicht viel, daß er sie ganz zerplittert oder gar verworfen hätte.

Körner, der das Manuscript sehnüchtig erwartete, empfing am 23. Juli folgende Nachricht von Schiller: die Xenien könne er nicht mitsenden, weil der Buchdrucker ihn dränge, auch sey damit eine Veränderung vorgegangen. Bei der Redaktion habe er nämlich noch große Lücken gefunden, und etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, habe niemand so leicht zu Gebot. Da nun aber auch die Vollendung des Wilhelm Meister sowohl Goethen, als ihm selbst, eine starke Diversion mache, wären sie beide übereingekommen, die Xenien nicht als Ganzes, sondern zerstückelt, dem Almanach einzuverleiben. Hierbei werde gewonnen, daß die Distichen, durch Produkte fremder Verfasser unterbrochen, einander weniger Schaden thun könnten; auch lasse sich nun zusammenstellen, was zusammen gehöre, weil man an die Monodistichalform nicht mehr gebunden sey. Die polemischen Epigramme sollten nur durch Chiffren bezeichnet, unter die unschuldigen sollten die Namen gesetzt werden.

Gleichzeitig schrieb Schiller an Goethe und bat, ihm alles

zu senden, was er noch von Xenien habe, da es nun mit dem Druck sehr Ernst sey. Er fügte ein Epigramm als „das Neueste aus Berlin“ bei, welches nicht in den Almanach aufgenommen wurde; es lautet:

Unger über seine beiden Verlagschriften „Wilhelm Meister“ und das Journal „Deutschland“.

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Mußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen;
Die zweite ist, und dann ist alles abgethan,
Wenn selbst des Pflüchers Werk sie nicht verrufen kann.

Auch gab Schiller dem Freunde die Nachricht: sein vorjähriger Musenalmanach sey in Wien verboten, weshalb sie denn, in Rücksicht auf den jetzigen, um so weniger Schonung zu üben brauchten. Goethe ersuchte dagegen, ihm das Manuscript noch einmal zu schicken, da er in den Xenien manche Stellen verändert und fehlende Ueberschriften gefunden habe. Während Schiller diesen Wunsch erfüllte, setzte er hinzu: die Aenderungen an dem Ausgestrichenen wären entweder unnöthig, oder sie kämen zu spät, weil dasselbe theils wegbleibe, theils schon gedruckt sey. Die Namen unter den einzelnen Versen bedeuteten nichts, und es sey auch nicht dabei geblieben — eine Bemerkung, welche durch den mitgetheilten Schlußsatz des Briefes an Körner vom 23. Juli erläutert wird. Die zur „Eisbahn“ gehörigen Xenien hatte Schiller in Ein Gedicht zusammengedrückt und dann alle besonderen Ueberschriften fortgelassen. Er schlug vor, andere Gruppen, z. B. die Newtoniana auf eben solche Weise zu ordnen, wodurch die Mannigfaltigkeit der Formen sich vermehren werde.

Goethe läugnete nicht: es that ihm wehe, das schöne Karten- und Lustgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und zu einzig,“ sagte er, „als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch so leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciiren zu müssen.“ Er bat, seinen Namen so

Boas; Schiller und Goethe im Xenienkampf. I. 2 3

wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen und wünschte, daß alles wegliebe, was in ihrem Kreise und in ihren Verhältnissen unangenehm wirken könnte. In der ersten Form habe eines das andere gefordert, getragen und entschuldigt, doch jetzt werde jedes Epigramm nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet, darum wirke es auch nur einzeln für sich. Hierauf erwiederte Schiller: „Sie können sich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee, ist der Gedanke, ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen, so reizend für mich gewesen. Aber sehn Sie versichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe.“

Schiller gab gewissenhaft die Motive an, welche ihn zwangen, den gordischen Knoten zu durchhauen. Eine mühsame Redaktion hatte ihn belehrt, wie unübersehlich viel noch mangle, um die Xenien als ein symmetrisches Gebäude herzustellen. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, alle übrige Zeit darauf zu verwenden, so ließ sich doch weder für den satyrischen, noch für den andern Theil eine Vollständigkeit erzielen. Das Werk ein Jahr liegen zu lassen, gestattete das Bedürfniß des Almanachs nicht, auch würden die vielen Anspielungen auf das Neueste in der Literatur dann ihren Reiz verloren haben. Darum müsse man sich schon zu einem veränderten Operationsplan entschließen. Goethe's Name solle sparsam genannt werden; sogar bei dem Cyklus politischer Xenien, wobei man sich gefreut haben würde, ihn zu finden, sey er weggeblieben, weil man dieselben mit denen in Verbindung bringen könnte, welche auf Reichardt gehen. Johann Georg Schloffer, der Schwager Goethe's, sey nie genauer markirt, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere; außerdem würden alle Hiebe wider die Stolbergische Sekte in einem solchen Zusammenhang stehen, daß jedermann Schiller als den Urheber erkennen müsse, der sich mit Stolberg in einer gerechten Fehde befand und keine Schonung zu üben brauchte. Wieland sollte mit der „zierlichen Jungfrau“ wegkommen, worüber er sich unmöglich beklagen konnte, und um Iffland nicht wehe zu thun, war

Schiller bereit, in dem Dialog mit Shakespeare nur Schröder'sche und Kogebue'sche Stücke zu bezeichnen. Uebrigens erschienen die „Odisa“ erst in der zweiten Hälfte des Almanachs; Goethe würde also, bei seiner nahen Ankunft in Jena, noch alles was ihn gut dünkte, hinauswerfen können.

(August.)

Diese Zeilen hatte Schiller am letzten Tage des Juli geschrieben, doch empfand er dabei sehr deutlich, daß eine Zerstückelung des Xenienkörpers demselben geradezu an's Leben ging. Er beschloß deshalb die Sache noch einmal und entdeckte nun die natürlichste Auskunft, Goethe's Wünsche und die Convenienz des Almanachs gemeinsam zu befriedigen. Gleich darauf am August erstattete er dem Freunde Bericht, wie ihm guter Rath über Nacht erschienen sey: „Nach langem Hin- und Herschwanke kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen, unter dem Namen Xenien dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ursprünglichen Natur zurückgekehrt und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“

Goethe freute es sehr, daß Schiller einen Weg ausgedacht,

den Spaß mit den Xenien zu retten. Er erkannte ihn für den ganz richtigen, weil der Kalender hierbei seine regelmäßige Form behielt, sich aber durch Vor- und Nachspiel vor allen andern auszeichnete. Damit nun auch hinsichtlich der ernsthaften Stücke die Idee einer beiderseitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde, band Schiller eine Anzahl philosophischer Xenien, aus Goethe's und seinen eigenen gemischt, in einen Strauß zusammen. Dieß ist der Cyklus, welcher die Ueberschrift: „*Tabulae votivae*“ führt. Goethe fand, daß die ci-devant Xenien sich in solcher Gestalt sehr gut ausnahmen, und erwartete, die ernste Gesellschaft werde einen sehr günstigen Eindruck machen.

Inzwischen erwiederte Körner, dem noch immer ein selbstständiges Xenienbuch vorschwebte, auf Schiller's neuere Mittheilung recht elgisch: „Es ist doch fast schade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanach erscheinen sollen. Ihr werdet gewiß beide die Lust verlieren, sie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Herde für den Almanach bleiben sie freilich, aber sie wirken nicht mehr en masse.“ Unter'm 15. August schrieb ihm Schiller zurück: „Die Idee mit den Xenien ist nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernsthaften, philosophischen und poetischen sind daraus vereinzelt und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn angebracht. Die schönsten von diesen kennst Du gar nicht, und wirst Dich sehr darüber freuen. Die satyrischen, welche eine Anzahl von zweihundert und dreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach.“¹ Man sieht, daß nachdem noch gegen zweihundert Xenien eingeschaltet wurden. Körner war übrigens mit der getroffenen Einrichtung sehr zufrieden; er meinte, auch die Societät sey ein hübscher Einfall und dürfe nicht aufgegeben werden. Dann fügte er noch die Frage hinzu: „Wann erscheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?“

Goethe langte um diese Zeit in Jena an, brachte wieder

¹ Goethe's Epigramme aus Venedig.

neue Distichen mit und war bei der Schlussredaktion des Almanachs thätig. So kam denn endlich, nach einem Zeitraum von acht Monaten, die Xenienichtung zu Stande, und jeder aufmerksame Leser wird sich sagen müssen, daß dieselbe nicht etwa bloß ein keder Wurf des Zufalls oder Uebermuthes, sondern ein vielfach berathenes, sorgsam vollbrachtes Werk sey. Die Rücksicht, mit der man dasselbe behandelte, erstreckte sich bis auf Neußerlichkeiten. So wünschte Schiller, dem Almanach das Portrait des am 12. Mai 1796 verstorbenen Dichters U. voranzustellen, weil es von Billigkeit und Sonnetete zeugen würde, erwies man diese Ehre einem Poeten aus der alten Zeit. Für den Umschlag des Kalenders machte Goethe den Vorschlag: „Am Ende komponiren wir selbst eine schickliche Vordüre, lassen das Mittelfeld frei, setzen vorne ein ernsthaftes und hinten ein lustiges Xenion drauf, so ist die Sache abgethan und doch wieder was neues.“ Beide Pläne kamen indeß nicht zur Ausführung; dem Umschlag gab man eine einfache Verzierung, zum Titeltupfer ließ man durch Bolt eine Terpsichore stechen. Und weil Tübingen von den Franzosen occupirt, auch die Postverbindung dorthin sehr unsicher war, so begann der Druck des Xenienanhangs gegen Mitte August, in der Officin des Herrn Göpferdt zu Jena.

Chorizonten und Commentatoren.

Im Ganzen brachte der Almanach etwa 660 Distichen, die für den großen Cyklus bestimmt waren. Wie viele einzelne Stücke oder zusammenhängende Gruppen daraus zurückgeblieben sind, das läßt sich auch nur annähernd nicht bestimmen. Im Briefwechsel der beiden Dichter finden sich folgende erwähnt: der Kantianer, ein Xenion von Schiller, welches weiter unten (X. 419) mitgetheilt werden soll (Xhl. II. S. 7); Schiller's Parodien auf Homers Gericht über die Freier (II. 17 und 54); ein Epigramm, der Gefährliche überschrieben,¹ das Goethe nach Schiller's Idee machte (II. 37); zwei Distichen: Mittelalter und Individualität, welche ursprünglich noch zur „Eisbahn“ gehörten (II. 157), und einige Xenien, worin Eudämonia vorkam (II. 158).

Wegen der letztgenannten Distichen bedarf es einer näheren Erklärung. Goethe sendete am 30. Juli die Xenien mit seinen Notizen zurück und bemerkte außerdem: „In Eudämonia haben wir das i lang gebraucht, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht.“ Da sich kaum annehmen läßt, daß die Göttin der Glückseligkeit selbst ein Gastgeschenk erhalten sollte, so gehörten die Stachelverse wohl zum Cyklus der olympischen Gottheiten (vergl. die Anmerk. zu X. 257), und gingen ohne Zweifel auf die Zeitschrift: „Eudämonia, oder deutsches

¹ Ich vermurthe, daß nur der Titel geändert wurde, und daß wir dies Epigramm in X. 203 besäßen.

Volksglück. Ein Journal für Wahrheit und Recht. Wien 1795.
In dem Prospektus dieses Blattes heißt es: unter den Deutschen
ist überall keine Tugend mehr zu finden, dagegen ist Gottesver-
läugnung und Lästerung, Fürstenhaß und schwärmerische Revolu-
tionslust unter ihnen herrschend geworden. Es wird dann „für
die heiligste Pflicht“ erklärt, alle staatsgefährlichen Personen, Ge-
sellschaften, Verräther, Ruhestörer u. s. w. „bis in ihre geheim-
sten Schlupfwinkel aufzusuchen und daraus hervorzuziehen.“
Hierzu gesellt sich die Versicherung: mehrere der Verfasser wären
ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und
großen Fürsten Deutschlands schon jetzt bekannt, die ihre redliche,
uneigennützigte Absicht wohl zu würdigen wüßten. Es zählt Schil-
ler's Räuber nicht nur zu den Vorboten, sondern geradehin zu
den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach
dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. — Das Jour-
nal war mit niedrigen Entstellungen und bössartigen Angebereien
gefüllt; es ist recht zu bedauern, daß es, wegen eines prosodischen
Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde, denn auch in
der Gegenwart existirt manche Eudämonia, die das „deutsche
Volksglück“ durch gehässige Denunciationen gründen will.

Schiller und Goethe hatten von vornherein den Beschluß
gefaßt, sich bei der Arbeit so zu verschränken, daß niemand sie
ganz auseinander scheiden und sondern sollte. In ihrer Sicher-
heit neckten sie die „Chorizonten“ (X. 91) und verabredeten, jeder
von ihnen wolle, wenn er seine Gedichte sammelte, die Xenien
ganz abdrucken lassen.¹ Dieß geschah nun freilich nicht, doch
werden wir später sehen, daß mehrere Votivtafeln sowohl von
Schiller als von Goethe adoptirt wurden, und auch Xenion 12, das
Verbindungsmittel, findet sich in den Werken beider Dichter.
Im Ganzen wählte Schiller zwei und achtzig für seine Schriften
aus (11. 14. 45. 53. 62. 97. 98. 100—112. 180. 288. 309 bis
318. 320—322. 330. 331. 366—368. 371—412.), zu denen
Körner sechs andere (12. 31. 136. 181. 293. 329) als Nachlese

¹ Schiller's Briefwechsel mit Humboldt, S. 416. — Briefwechsel mit
Körner, III. 324.

gab, während Goethe überhaupt nur sechs von den eigentlichen Xenien (12. 19. 93. 94. 127. 277.) in die „vier Jahreszeiten“ aufnahm.

Nichts war wohl natürlicher, als der Wunsch, bei jedem einzelnen Epigramm auch den Verfasser zu kennen; anfangs mochte derselbe bloß Neugier sehn, doch später ging er aus ernsthafteren Ursachen hervor. Der überlebende Goethe schien der Einzige, welcher das Räthsel lösen konnte; dieser leistete indeß den scheidekünstlerischen Bemühungen gar keinen Vorschub, und als ihm Zelter darüber schrieb, sprach er sich sogar unwillig aus: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sehn konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sehn! Man müßte wirklich noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe II. 42 f.) — Diese Worte des Dichters dürfen aber durchaus nicht buchstäblich genommen werden, und es wird späterhin Veranlassung sehn, um darzulegen, weshalb die Kritik seiner Erklärung kein hohes Gewicht beismessen kann.

Den ersten Versuch, eine *titio in partes* hervorzubringen, hat Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch“ gemacht. Während er von denjenigen Xenien, welche Schiller aufnahm, eine Anzahl unter dessen Namen mittheilt, überläßt er fünf und fünfzig andere an Goethe. Es sind dieß aber größtentheils Schiller'sche Epigramme, z. B. die ganze Reihenfolge wider Nicolai, und Wackernagel sucht sich durch eine kühne Folgerung aus der Affaire zu ziehen: „Ich weiß nicht,“ sagte er, „in wie weit es ein

¹ Vorrede zum zweiten Theil, S. XV.

Irrthum gewesen seyn mag, alle auf diesen Spalten abgedruckte Xenien für Goethe's Eigenthum anzusehen. Offenbar jedoch hätte Schiller, wenn sie von ihm waren, eben so wenig zu verläugnen brauchen, als er andre verläugnet hat, während sich Goethe sichtlich nur zu den zahmeren und allgemeiner strafenden hat bekennen mögen.“ Zum Schluß erbittet Wackernagel sich Belehrung von denen, die mit der Geschichte des Musenalmanachs von 1797 aus reichlicheren Quellen bekannt wären, als ihm dafür offen ständen, und Gustav Schwab meinte noch 1840: diese Belehrung würde er wohl schwerlich erhalten können.¹

Die weiteren Forschungen wurden indeß nicht aufgegeben. Karl Hoffmeister benutzte ein Prachtexemplar des Almanachs, worin Charlotte von Schiller, des Dichters Gattin, die meisten Epigramme mit einem Sch. oder G. bezeichnet hatte, und er versäumte nicht, im dritten Bande seiner (1840 erschienenen) Nachlese zu Schiller's Werken, den Distichen jene Chiffren beizufügen. Was nun die kritische Werthschätzung dieser Sonderung anlangt, so benimmt Hoffmeister sich dabei mit auffallendem Schwanken, das wohl nur aus eigener Unklarheit entspringen konnte. Bei den Xenien erklärt er: jeder Kenner des Schiller'schen Genius werde Charlottens Zeugniß unbedingt anerkennen; bei den Votivtafeln will er dasselbe für keine so große Autorität halten, um darauf hin diejenigen, welche Schiller in seine Gedichtsammlung aufnahm, an Goethe zu überweisen. Beide Sätze mögen richtig seyn, doch statt ihre Richtigkeit darzuthun, äußert Hoffmeister weiterhin: es sey wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß Charlotte sogleich im Jahre 1797 die Chiffren G. und Sch. unter die Verse setzte, wahrscheinlich aus dem Munde Schiller's selbst, der damals, was einem Jeden angehörte, noch besser wußte, als zwei bis drei Jahre nachher.²

Frau v. Schiller hat nicht alle Distichen unterzeichnet, aber Hoffmeister ist der Ansicht: da wir nun, durch eine solche Masse von Epigrammen, der beiden Dichter epigrammatischen Charakter ganz

¹ Schiller's Leben, S. 562.

² Nachlese III. 92.

genau kennen und überdies mit Schiller's Geistesrichtung, Haß, Liebe u. innig vertraut sind, so ließe sich, mit Hülfe mancher Andeutungen in dem Briefwechsel, auch bei der Mehrzahl von den übrigen mit großer Wahrscheinlichkeit festsetzen, ob sie von Schiller oder Goethe sind, und es würden dann nur noch etwa 50—60 „meist unbedeutende, charakterlose Distichen, besonders viele Uebergangsverse“ unentschieden bleiben.

Auch Gervinus legte 1841 seine gewichtige Stimme in die Wagischele derjenigen Kritiker, welche eine Theilung für zulässig halten. Er sagt: ¹ „In der That ist das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen so klar an sich und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein sehr scharfsichtiger Chorizonte dazu gehört, um diesen Ausdruck im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhistorische Gegenstände, auf Reichardt, auf die Zeitschriften, auf die revolutionären Demagogen absondert, und die in Gruppen gestellten, die Flüsse, die homerischen Parodien, die Philosophen, den Thierkreis dagegenhält, der kann auch durch die letzte Feile hindurch, die die charakteristischen Ecken abschleift, den Charakter doch erkennen.“

An Gervinus reiht sich im Gliede der Separatisten Johann Wilhelm Schaefer an. Derselbe lieferte 1846 einen Aufsatz über die Xenien, ² worin folgende bedeutende Stellen vorkommen: „Goethe wies, wie Eckermann uns berichtet, die Entscheidung über das Eigenthumsrecht von der Hand und meinte, man müsse tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Fragen nur die geringste Wichtigkeit legen wolle.“ Allein soll die deutsche Literaturgeschichte wissenschaftlich bearbeitet werden, so kann man auch solche Fragen nicht umgehen, weil im Gebiete der Wahrheit eben nichts klein und unbedeutend ist. Goethe's angebliche Aeußerung: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall,“ widerspricht der Natur des dichterischen Schaffens; jedes wahrhaft poetische Epigramm bringt seine Form schon in der Geburt mit.

¹ Literaturgeschichte V; zweite Auflage S. 452.

² Preuß. literarhistorisches Taschenbuch auf 1846. S. 447 ff.

— — Wenn auch bei einigen, allgemein gehaltenen Epigrammen über die Autorschaft Zweifel erhoben werden können, so ist sie doch bei den besten und schlagendsten mit Sicherheit zu bestimmen. — — Der gründliche Forscher weiß, wie sehr durch solche Einzelheiten das tiefere Verständniß der innersten Natur unserer großen Dichter gefördert wird, ja wie dieses ohne jene kaum möglich ist."

Man sieht hieraus, daß dieser Schriftsteller, der sich vielfach um deutsche Literaturgeschichte verdient gemacht hat, ebenfalls eine *itio in partes* anzubahnen strebte. Die Chiffren der Frau v. Schiller scheinen ihm bis dahin fremd geblieben zu seyn, oder er wollte sie absichtlich nicht beachten, denn er sucht in den Votivtafeln Schiller's Distichen zu ermitteln, ohne jener Chorizontin irgend zu gedenken. Fast gleichzeitig veranstaltete Schaefer eine Auswahl von Goethe's Gedichten¹ und er führte hier thatsächlich aus, was er dort angedeutet hatte. In der Vorrede bemerkt er: „Um das Bild der früheren Perioden zu vervollständigen, habe ich einiges aufgenommen, was sich in der Sammlung von Goethe's Werken nicht findet, namentlich eine Lese von Xenien, bei denen die Autorschaft Goethe's unzweifelhaft oder doch wahrscheinlich war.“

Es folgen denn auch, Bb. II. S. 77—84, ein und vierzig Xenien und Schaefer ist ein so ehrenwerther Kritiker, daß es uns von hohem Interesse seyn muß, seine Auseinandersetzung mit Frau v. Schiller's Chiffren zu vergleichen. An den meisten Orten treffen beide zusammen; nur neun Xenien finden sich in Schaefer's Sammlung (1. 2. 41. 43. 49. 114. 129. 150. 207), denen Charlotte ein Sch. beigelegt, und man könnte fast überall die Gründe angeben, welche ihn zu der Aufnahme bestimmt haben. In Bezug auf X. 41, „Jean Paul Richter,“ so brachte er damit muthmaßlich in Verbindung, was Goethe unter'm 10. August 1796 an Schiller schreibt (vgl. die Anmerk. zu X. 424—28). Bei X. 43 schwebte ihm wohl eine andere Brieffelle des Dichters vom 30. Januar vor, worin

¹ Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1846.

derielbe von „brennenden Fuchschwänzen“ spricht; bei X. 129, „Luise von Boß,“ mag ihn die Aehnlichkeit mit einigen Versen in Goethe's Elegie: „Hermann und Dorothea“ getäuscht haben, und X. 150 kann wohl nur auf das Zeugniß der Quartausgabe hingewählt worden seyn (s. die Anmerk. vor X. 420). Schwer zu begreifen ist es dagegen, weshalb Schaefer das letzte Xenion 414 an Goethe zueignet, da wir doch wissen, daß es Schiller war, der die Hinrichtung der Freier parodirte, später aber die betreffenden Distichen fortlassen mußte. Wir haben also hinreichenden Grund, das Schlussepigramm für ein Ueberbleibsel jener Gruppe zu halten; vielleicht zog Schaefer die Eckermann'sche Aussage in Erwägung, wonach Goethe Schiller's Xenien „scharf und schlagend, seine eigenen aber unschuldig und geringe“ nannte.

• Heinrich Viehoff, in seinen „Erläuterungen zu Goethe's Gedichten,“¹ tritt (1847) der Ansicht Hoffmeister's unbedingt bei. Er nimmt die Sonderung der Frau v. Schiller für eine endgültig entscheidende an, und läßt, da die Xenien nicht abgedruckt werden, die Ueberschriften derjenigen 68 Epigramme folgen, welche nach Charlottens Bezeichnung von Goethe herrühren sollen.

Sind uns bisher nur solche Kritiker begegnet, welche sich der Xenientrennung geneigt erwiesen haben, so tritt nun (1849) Heinrich Dünker kampfslustig dagegen auf.² Besonders ist sein Speer wider die Chiffren der Frau v. Schiller gerichtet, denen er höchstens eine sehr untergeordnete Bedeutung zugesteht. Nach Hoffmeister wären diese Buchstaben aus Schiller's eigener Anweisung hervorgegangen; Dünker will darin nur einen Versuch erblicken, den Charlotte machte, als der Almanach erschien, um die Xenienverfasser zu errathen. Er meint: sie sey dabei auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen, deßhalb habe sie viele Epigramme unbezeichnet lassen müssen. Wir finden hier also zwei namhafte Literaten im schärfsten Widerspruch, doch mag zu den entgegengesetzten Urtheilen wohl eine unbewußte und leicht verzeihliche

¹ Band II. S. 240 ff.

² Archiv zc. von Herrig und Viehoff, Band V. S. 172 ff. und 382 ff., wo sich Dünker's Aufsatz über die Xenien findet.

Bartheinahme mitgewirkt haben. Während Hoffmeister, Schiller's geistreicher Biograph, erfreut war, seinem Dichter die schönsten und wichtigsten Epigramme vindicirt zu sehen, sträubte sich Dünker, der unerreichte Commentator Goethe's, diesem letzteren so schweren Abbruch thun zu lassen.

Wir werden nun doppelt bemüht seyn müssen, die kritische Wage mit unbefangener Hand zu halten, damit wir ermitteln, nach welcher Seite hin sich ihre Zunge neigt. Zuerst ergibt sich aus der sichersten Quelle, aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, daß dieser seiner Gattin die neuen, eben angelangten Xenien gewöhnlich schon im Manuscript vorzulegen pflegte. Er schreibt im Januar 1796: „Die angestrichenen (Xenien) haben uns am meisten erfreut,“ und am 11. Juni: „Die gestern überschieden Xenien haben uns viel Freude gemacht.“ Daß Schiller hier von sich und seiner Frau spricht, gibt Dünker zu, und da jener ihr die Goethe'schen Distichen communicirte, so darf man wohl glauben, er werde ihr seine eigenen nicht vorenthalten haben. Charlotte mußte also bei einer großen Anzahl von Distichen den Urheber genau kennen und ihr Zeugniß ist darum jedenfalls ein schätzbares und Aufmerksamkeit forderndes.

Fragen wir uns aber, ob sie wirklich, wie Hoffmeister annimmt, gleich auf frischer That die Epigramme sortirt habe, so kann man diese Frage unbedingt mit „nein“ beantworten. Im Augenblick des ersten frohen Genießens dachte Charlotte gewiß nicht an eine Zukunft, wo der Gatte ihr die Urheber der Distichen, wenn sie dieselben dann einmal wissen wollte, nicht mehr würde nennen können. Wäre dieß aber auch der Fall gewesen, so hätte sie ihn gewiß lieber selbst befragt, als in einen Almanach, und zwar in eines der schnell vergriffenen Prachteremplare auf blindes Glück jene Buchstaben hineinzuschreiben. Wir müssen daher die Entstehung ihrer Sonderungszeichen schon in eine spätere Zeit setzen. Als Schiller von Charlottens Seite geschieden war, lebte sie außerordentlich eingezogen und suchte sich durch tägliche Beschäftigung mit seinen Schriften jene schönen Tage zurückzurufen, wo der Unvergessliche noch wirkte und waltete.

Nun mag ihr auch wohl die Idee gekommen seyn, Goethe's Dichten und die seinigen von einander zu trennen. So weit ihre Erinnerungen reichten, vollführte sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt, aber zuweilen war ihr der Verfasser selbst unbekannt, und der Mann, der ihr Auskunft hätte geben können, lebte nicht mehr. Auf solche Weise blieben manche Lücken stehen und endlich unterbrach sie ihre Sonderung, weil dieselbe nun doch nicht mehr ganz zu vollenden war.

Bei den Xenien, wo persönliche Beziehungen ins Spiel kamen, hatte Charlottens Gedächtniß einen festen Halt. Die Chiffren, mit denen sie dieselben versah, haben sich vor dem forschenden Blick der Kritik durchgängig bewährt. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, die Unterredungen des letzteren mit Eckermann und andere Urkunden warfen manches Licht auf die engverschlungene Dichtung von 1796; allein kein einziges Wort widerspricht den Zeugnissen der edlen Frau, sondern alles verbündet sich, deren Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Dünker hat es zwar versucht, Frau v. Schiller's Zuverlässigkeit auch hier zu bestreiten; doch muß man gestehen, es ist ihm — trotz seiner umfassenden Kenntniß der Goetheliteratur — nicht ein einziges mal gelungen. Ja, man erstaunt sogar, wie er überhaupt auf solche Angriffe fallen konnte. Schiller recommandirt Ramdohr, den Verfasser der „Charis,“ und Götschen, Thümmels „Stallmeister,“ als Xenienempfänger. Hierauf schreibt Goethe zurück: „Wie werden sich Charis und Johann prächtig neben einander ausnehmen!“ (f. v. S. 19.) Nun folgert Dünker: da Goethe schon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben scheint, des Xenientitels Charis Erwähnung thut, so gehört auch die Xenie (119) selbst wahrscheinlich diesem an. — Ein anderesmal erklärt er: die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's oder Goethe's Werke sey nicht beweisend für die Autorschaft. Dennoch muß ihm Xenion 150, das nach Goethe's Tode in die Quartausgabe aufgenommen wurde, aus der späteren Edition aber wieder fortblieb, als Beweismittel gegen Charlottens Bezeichnung dienen.

Viele bedeutende Literaturhistoriker haben eine Sonderang der Xenien für ausführbar und wünschenswerth erachtet, also ist es die Aufgabe der Kritik, für diesen Zweck alle Fingerzeige zu sammeln. Die erste Stelle hierbei muß natürlich das eigene Zeugniß der Dichter behaupten, so weit sie dasselbe durch Aufnahme in ihre Werke abgelegt haben. Ganz ohne Prüfung darf man freilich auch dieß nicht gelten lassen, da sie ein Xenion und drei Motivtafeln beiderseits abdrucken ließen. Dann folgt die Aussage der Frau v. Schiller, welche überall einer strengen Kritik unterworfen werden muß. Ihre Sortirung der Xenien ist bisher unverletzt stehen geblieben; bei den Motivtafeln verhält es sich anders und es wird weiter unten Gelegenheit seyn, darauf zurückzukommen. Endlich, wo jeder historische Nachweis mangelt, hat die Kritik das Recht und die Pflicht, mit ihrer Wahrscheinlichkeitsrechnung anzufangen, ohne eben fordern zu dürfen, daß man ihre Andeutungen wie Orakelsprüche hinnehmen solle.

Will man die allgemeinen Grundlinien feststellen, wodurch die Xenien beider Dichter sich unterscheiden, so wird das Urtheil lauten: Schiller's Epigramme ragen fast durchgehends über die Goethe'schen empor; treffender Witz, leuchtender Humor, vernichtende Satyre erfüllt sie. Er ging, ein ungestümer Streiter, begeistert in die Schlacht, um alles Falsche, Unschöne und Gemeine mit der Wurzel auszurotten, während Goethe's Distichen — wenn er sie nicht wider Frömmerei oder wider ihm verhasste politische Grundsätze richtet — eine gewisse Veröhnlichkeit und Kälte athmen. Hierin begegnen sich nicht nur alle Andeutungen des Briefwechsels und Charlottens Chiffren, sondern auch Goethe's eigene Worte, denn Eckermann berichtet: ¹ „Bei Erwähnung der Xenien rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. Den Thierkreis, sagte er, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung.“ (Vergl. die Anmerk. zu X. 68.)

Aus Hoffmeister's Edition ergeben sich 223 Xenien, die

¹ Gespräche, I. 195.

Schiller's Gattin nach den Verfassern getrennt hat. Zwar sagt er selbst, ¹ Charlotte habe 225 bezeichnet, dann vergaß er aber bei zweien die Unterschrift mitzutheilen, und dieß sind wohl K. 179 und 218, wo jede nähere Bemerkung fehlt. Von den übrigen stehen noch drei und sechzig in Schiller's und eins in Goethe's Werken. Es würden im Ganzen also 127 Xenien ungesondert bleiben, doch habe ich mir erlaubt, nach sorgfamer Erwägung aller innern und äußern Gründe auch diese auf ihren Ursprung zurückzuführen. Um die Uebersicht zu erleichtern, lasse ich die Chiffren G. oder Sch., wo dieselben von Schiller's Gattin herrühren, mit lateinischer Schrift drucken; bei Distichen, welche sich in den Werken der Dichter wiederfinden, erscheinen sie mit deutschen Buchstaben, und sobald sie auf Combination beruhen, sind sie in Klammern eingeschlossen.

Nun würde hauptsächlich noch von den Erläuterungen der Xenien zu sprechen seyn. Die eigentliche Quelle derselben ist schon früher mehrfach benutzt, aber immer ängstlich verschwiegen worden. Sie findet sich in einem Buche, das 1797 erschien und das den Titel führt: „Literarische Epigrammen, oder die hochadeligen und berühmten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri.“ Der Verfasser Daniel Jenisch war Prediger in Berlin und wir werden ihn, bei Gelegenheit der Epigramme 178 und 295, näher kennen lernen. Er bestrebte sich, Schiller und Goethe an gewaltiger Satyre zu übertreffen, darum gab er die Xenien mit Noten heraus, denen man die Prätenston anmerkt, witzig seyn zu wollen. Seine platte Natur reichte zwar höchstens bis zur farblosen Ironie, aber wir müssen ihm dennoch für diese Arbeit dankbar seyn. Er deutete nämlich durch einzelne Worte oder Buchstaben den Sinn der Epigramme und klärte dadurch Vieles auf, was später, als jene Literaturepoche schon entfernt lag, wohl kaum noch zu ermitteln gewesen wäre. Nicht selten verwechselte Jenisch indeß die richtigen Namen; theils aus Unkenntniß, theils in ironischer Absicht.

¹ Nachlese, III. 104.

Dann folgte Friedrich Karl Julius Schüz, geboren 1779, gestorben 1844, der die Xenien im dritten Bande von „Goethe's Philosophie. Hamburg 1825“ abdrucken ließ. Schüz wäre ganz der Mann gewesen, dieselben mit gründlichen Erklärungen auszustatten, denn im Hause seines Vaters, des Hofrath Schüz zu Jena, wurden die xenistischen Mysterien gewiß vollständig enthüllt, auch hatte er, zur Zeit jener literarischen Revolution bereits ein Alter erreicht, wo man merkwürdige Ereignisse mit lebhaftem Antheil aufzunehmen pflegt. Mangelte ihm nun aber überhaupt die Fähigkeit zu solchen Arbeiten, oder hatte die unglückliche Verbindung mit der Schauspielerin Hendel-Schüz seine Geisteskraft erlahmt — genug, wir finden in dem Xenien-Commentar, wie er ihn gab, gewöhnlich nur kahle Namen, aus den literarischen Spießruthen ohne alle kritische Einsicht entnommen. Dagegen verdienen die abweichenden Deutungen, welche Schüz hin und wieder anbringt, unsere Aufmerksamkeit, denn bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß es übrig gebliebene Tropfen aus einer guten Quelle sind.

Beideutend umfassender sind die Noten in dem Büchlein: „Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach, Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig 1833.“ Der ungenannte Verfasser ging mit Lust und Eifer an sein Werk, allein auch er trat allzu deutlich in die Spuren der literarischen Spießruthen und wir sahen deren sarkastische Deutungen als ernsthafteste Wahrheit. Schüz's Commentar war ihm unbekannt; sonst ruht die kleine Schrift auf fleißigen literaturgeschichtlichen Studien und entbehrt nur des rechten Eindringens in den Geist der Xenien-dichtung.

Meine Bearbeitung der „Nachträge zu Schiller's Werken. Stuttgart 1839“ brachte, durch des Verlegers Schuld, einen zerstückelten Abdruck der Xenien. Ich gab das Buch in einem viel zu jugendlichen Alter heraus, als daß es auf erschöpfende Gründlichkeit irgend Anspruch machen könnte; doch hatte ich schon damals manche Beziehungen angemerkt, welche von den Erklärern vor mir übergangen waren.

Sowohl Heinrich Viehoff in den „Erläuterungen der Schiller'schen Gedichte (1840)“, als Karl Hoffmeister in seine

„Nachlese (1840),“ ließen sich, bei Auslegung der Xenien ganz und gar durch die Danziger Edition leiten. Die literarischen Spießruthen kannten beide nicht, deshalb geschah es um so leichter, daß sie die falschen Notizen, welche dieß Buch verbreitet hatte, ohne Mißtrauen nachschrieben. Auch Schüzens Glossar ist von ihnen völlig übersehen worden. Bei Viehoff entschuldigt sich das wohl, da er in's Allgemeine eingehen mußte und also unmöglich im Stande war, auf den literarischen Theil der Epigramme volkwichtigen Nachdruck zu legen. Aber in Hoffmeister's Xenienerkklärung vermißt man durchaus diejenige Lichtigkeit und Selbstprüfung, welche dem achtungswerthen Autor sonst eigen sind.

Während ich mit der Redaktion meiner Schrift beschäftigt war, erschien (1849) der oben erwähnte Aufsatz von Heinrich Dünker, welcher eine Reihe von Berichtigungen und Supplementen zu den vorhandenen Glossarien lieferte. Seine ausgebreitete Sachkenntniß hat ihn größtentheils das Richtige finden lassen; doch, wenn selbst diesem erfahrenen Schriftsteller hin und wieder Irrungen begegnen konnten, so mußte mich das zu doppelter Sorgfalt und Vorsicht mahnen.

Wie viel oder wie wenig in den folgenden Blättern geleistet worden, darf ich vertrauensvoll dem Urtheil des Lesers anheimgeben. Ein Zurückgehen auf die Quellen that noth und ich habe mich demselben mit Gewissenhaftigkeit unterzogen. Meine Arbeit wurde dadurch äußerst erschwert, daß nirgendwo eine Centralbibliothek für die Erzeugnisse des deutschen Schriftenthums besteht, sondern daß dieselben in hundert Büchereien verstreut liegen. Allein die Charaktervorzüge der Deutschen im Einzelnen machen oftmals die Mängel der Allgemeinheit vergessen und so geschah es auch mir. Ueberall, wo ich anklopfte, wurde mir Gunst und Förderung erwiesen, ohne welche mein Buch nimmer den Grad der Vollständigkeit erreicht hätte, in der ich es dem Leser darbreite. Wohl mag dasselbe trotzdem noch manche Lücke enthalten, aber man muß dergleichen Arbeiten doch endlich einmal zum Abschluß bringen, wenn man fühlt, daß man einstweilen nicht im Stande ist, noch etwas dafür thun zu können.

Xenien.

Triste supercilium, durique severa Catonis
Frons et aratoris Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris nos sumus, ite foras.

Die hier als Motto benutzten Verse sind dem elften Buch der Epigramme des Martial entnommen, wo sie im zweiten Sinn-
gedichte (B. 1—4) stehen.

1. Der ästhetische Chorsprecher.

Halt, Passagiere! Wer seyd ihr? Was Standes und
Charakters?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.
Sch.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch
für minder.
Sperrt du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.
Sch.

3. Visitator.

Deffnet die Koffer. Ihr habt doch nichts Contrebandes
geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem
Gut?
Sch